



Prolog

Sara

Berlin war immer laut und bunt. Die Stadt des vielen Lichts, der vielen Menschen und der unzähligen Möglichkeiten. Wenn irgendwo Träume wahr wurden, dann in Berlin.

»Wieso machst du uns allen das Leben schwer, Sara?«

Die Stadt, die niemals schlief und einen stets mit offenen Armen empfing. In ihrer schieren Größe war es unmöglich, sich nicht irgendwo willkommen zu fühlen.

»Ich dachte, du wärst endlich vernünftig geworden, Sara!«

Berlin fühlte sich wie eine fantastische Geschichte an. Eine, in der man sich verlieren und all seine Sorgen fallen lassen konnte. Wo man seine Möglichkeiten ausschöpfen und immer weitergehen wollte. Hier war man Held, Schurke und alles dazwischen.

»Ich will doch nur das Beste für euch beide, Sara!«

Das war mein Berlin. Mein schönes, fantastisches Berlin.

Zumindest hatte es sich immer so angefühlt. Heute fühlte sich Berlin anders an. Kalt und schwer und einsam.

Versteinert stand ich im kleinen Flur unseres Hauses. Meine Stimme zitterte, ich bekam kaum Luft. Ich hatte mich lange nicht mehr so verletztlich gefühlt. Das konnte nur eine einzige Person in meinem Leben bewirken.

Hier, in meinem Haus, in meinem Flur, fühlte es sich an, als stände ich verloren in einem dunklen Dungeon. Das Monster direkt vor mir – fletschende Zähne, unheimlich bedrohlich. Ihm gegenüber ich, ohne meine Kameraden. Meine einzige Waffe war der Wille, der mir geblieben war. Der Wille, nicht immer klein beizugeben, wenn es um mich selbst und mein Leben ging.

Mein Wille war die stärkste Waffe, die ich noch hatte.

Und dieses Mal würde ich nicht kapitulieren. Nicht schon wieder.

»Was glaubst du eigentlich, wer du bist?«

Mein Blick haftete an der Frau vor mir. Mit den lose zurückgebundenen grauen Haaren und den sonst zusammengekniffenen Augen, die nun weit aufgerissen waren, war die sonst so strenge Frau kaum wiederzuerkennen. Japsend rang sie nach Luft.

In ihrer Hand zerdrückte sie den Blister der Antibabypille, den sie wohl beim Herumschnüffeln in unserem Badezimmer gefunden hatte.

»Es ist immer das Gleiche! Du sagst mir, ich soll endlich Kinder kriegen, und ich sage dir, ich will meine Karriere vorantreiben. Also – wer glaubst du, dass du bist?«

Petra rang nach einem Konter. So harsche Worte war sie von mir nicht gewohnt. Ihr Gesicht lief rot an. Sie konnte noch nie gut damit umgehen, Gegenwind zu bekommen.

»Verstehst du nicht, dass ich gerade erst befördert wurde? Ich bin Marketingmanagerin – bald verdiene ich genauso viel Geld wie Marvin. Ist dir das denn gar nichts wert?« Ich spürte,

wie Tränen in mir aufkamen, aber ich würde es nicht zulassen, vor Petra zu weinen. Diese Genugtuung würde ich ihr nicht geben. Schon gar nicht jetzt, wo ich endlich für mich selbst einstand.

Ich hatte meinem Ehemann zuliebe zugestimmt, in dieses Haus zu ziehen. Ein Mehrgenerationenhaus mit seinen Eltern. Und das mit 25 Jahren. Ich hatte ihm zuliebe schon so vieles getan. Nichts bereute ich so sehr, wie hierhergezogen zu sein.

Aus dem Augenwinkel sah ich Marvin, und meine Hand verkrampfte sich um den Henkel des Jutebeutels, den ich immer noch in der Hand hielt. Der Mann, den ich liebte, den ich geheiratet hatte, starrte mich an. Er schwieg, während seine Mutter mich anschrie. Enttäuschung verzerrte mein Gesicht, als er meinem Blick auswich.

»Und du! Kannst du nicht einmal den Mund aufmachen?« Meine Ohren rauschten, so wütend war ich. »Ich bin deine Frau! Hast du dazu etwa keine Meinung?«

»Sara –«

»Jetzt sag endlich was!«

Marvins schaute von mir zu seiner Mutter und wieder zurück. Die Verzweiflung in seinen Ausdruck war unübersehbar. Er konnte sich noch nie durchsetzen.

Als Marvin und ich uns kennengelernt hatten, war mir als Erstes seine ruhige und fürsorgliche Art aufgefallen. Ich hatte mich sofort in diese liebevolle Art verliebt. Wie er einem die Tür jedes Mal aufhielt. Wie er meine Hand nahm, wenn wir abends in der Stadt herumliefen. Wie er mit mir Gilmore Girls schaute, obwohl seine Freunde sich darüber lustig machten. In all das hatte ich mich verliebt.

Aber Marvin war auch naiv. Und wenn es um seine Mutter ging, konnte er sich nie durchsetzen. Selbst wenn das bedeutete, dass er sich nicht auf eine Seite stellen konnte – und mir nie seine Unterstützung gab, wenn seine Mutter mich angriff. Für Dinge, die sie nichts angingen.

»Ich dachte, du könntest einmal auf meiner Seite stehen.« Ich lachte spöttisch. Meine Hand zitterte gefährlich, wo sie meinen Jutebeutel umklammerte. »Aber ich denke, da habe ich mich getäuscht.«

Frustriert drehte ich mich um und ließ meine Tasche mit einem lauten Knall auf den Boden fallen. Das war genug. Mehr Enttäuschung hielt ich nicht aus.

»Sara, bitte, ich –«

Aber ich wollte es nicht hören. Ich hatte genug gehört. Ohne eine weitere Antwort abzuwarten, riss ich die Haustür auf und rannte ins Freie.

»Sara, warte!«

Der Regen schlug mir ins Gesicht. Berlin war in den letzten Tagen von mehreren Stürmen heimgesucht worden. Normalerweise würde niemand bei diesem Wetter das Haus freiwillig verlassen. Aber wie sollte ich bleiben, wenn es sich dort im Moment nicht nach Zuhause anfühlte. Wenn meine Schwiegermutter mir jeden Tag das Leben zur Hölle machte, nur um ihren Willen durchzusetzen. Alles kritisierte, was ich tat. Wie ich die Wäsche machte, wie ich das Essen kochte, wie und wann ich Kinder kriegen sollte.

Ich ignorierte den Wind und das Gefühl durchnässter Kleidung, rannte hastig zu meinem Wagen, den ich erst vor wenigen Minuten am Straßenrand geparkt hatte. Meinen Feierabend hatte ich mir anders vorgestellt.

»Sara, komm wieder, wir –«

»Nein!«, schrie ich gegen den Wind an. Mein Sichtfeld verschwamm. Ob durch den Regen oder durch aufsteigende Tränen, wusste ich nicht. Meine braunen Haare klebten mir in der Stirn, als ich mich ein letztes Mal zurückdrehte – und an Marvins verzweifelter Miene hängen blieb.

»Du kannst da jetzt nicht raus! Was, wenn dir etwas passiert?«

Ich schnaubte. Wütend riss ich die Autotür auf.

»Wenn du weißt, auf welcher Seite du stehst, komme ich wieder!«

Störrisch ignorierte ich alle weiteren Rufe, als ich mich in mein Auto setzte.

»Wieso machst du allen das Leben schwer?«

Die Worte meiner Schwiegermutter brannten sich in mein Gehirn, verdunkelten meine Gedanken.

Mit zitterigen Fingern drehte ich den Zündschlüssel.

Ich dachte, du wärst endlich vernünftig geworden!

Mein Fuß fühlte sich auf dem Gaspedal schwer wie Beton an. Meine Hände verkrampften sich ums Lenkrad. Der tosende Regen, der gegen die Windschutzscheibe knallte, dröhnte in meinen Ohren. Wieso konnte ich nicht einmal gut genug für sie sein? Ich liebte Marvin, aber würde unsere Liebe diese Konflikte über lange Zeit aushalten?

Ich will doch nur das Beste für euch beide!

Ein Schluchzen entrang sich meiner Kehle. Meine Augen füllten sich mit Tränen. Ich wollte das Beste für uns. Ich wollte immer nur das Beste für uns. Mir war bewusst, dass Marvin das auch wollte. Dass er hinter meiner Entscheidung stand. Er hatte diese verdammte Pille für mich besorgt. Wieso konnte er das nicht zeigen?

Ich will doch nur das Beste!

»Verdammte Scheiße!«

Mit geballten Fäusten schlug ich auf das Lenkrad. Das Auto kam ins Schlittern.

Meine Sicht verschwamm, ich kam von der Straße ab.

Ein lauter Knall. Dann war alles schwarz.



Sara

Wenn die Heldin in einem Fantasyroman sich an einem düsteren Ort wiederfand, zog sie ihr silbern leuchtendes Schwert, schaute sich um und fand das Licht am Ende des Tunnels.

Meine Welt war so schwarz wie die Nacht.

Ich sah mich zwar um, aber die Welt blieb dunkel. Ich versuchte zu schreien, aber aus meinem Hals ertönte kein Laut, nicht einmal ein Wispern. Ich griff vor mich und fasste ins Nichts.

Mein Körper fühlte sich an, als würde er in einem Raum aus unendlichem Nichts treiben, ohne je ein Ende der Dunkelheit zu erreichen.

Was ist passiert? Wo bin ich?

Nichts erinnerte mich daran, was geschehen war.

Ich kniff die Augen zusammen, bis Sterne vor mir flimmerten, und wünschte mir, dass beim nächsten Öffnen das Nichts ein Ende hätte. Dass mich das Schwarz nicht länger umhüllte. Dass alles nur ein Alptraum war, aus dem ich erwachen und in meinem Bett liegen würde. Zu Hause.

Aber ... wo war zu Hause?

Vor meinem inneren Auge formten sich gestaltlose Figuren, Silhouetten, die ich nicht zuordnen konnte. Ein lauter Knall hallte durch mein Innerstes.

Verzweifelt suchte ich nach einem Grund, warum ich in diesem Zustand gefangen war. Diesem Zustand zwischen Leben

und Tod. Ich hatte nie an so etwas wie eine Nahtoderfahrung geglaubt, aber ich spürte es in jeder Faser meines Körpers.

Ich war tot. *Nein* – ich lebte. Noch.

Plötzlich hörte ich leise Stimmen. Sie waren kaum wahrnehmbar, doch wenn ich mich konzentrierte, konnte ich sie hören. Weit entfernt.

»Wann wird sie wieder aufwachen?«, fragte jemand. Ein Mann. Doch ich kannte die Stimme nicht. War ich nur am Schlafen?

»Wir können Ihnen nicht genau sagen, wann Frau Hoffmann aus dem Koma aufwachen wird. Aber sie ist auf dem Weg der Besserung. Wir werden versuchen, sie bald aus dem Koma zu holen«, erklärte ein weiterer Mann. Möglicherweise ein Arzt.

Koma. Ich lag im Koma. Aber wer ist Frau Hoffmann?

Ich wollte schreien. Ich bin hier! Ich lebe! Aber meine Stimmbänder erlaubten mir keinen Laut.

»Bitte, helfen Sie ihr, Doktor«, hörte ich den ersten Mann hilflos flüstern, bevor die Stimmen leiser wurden.

»Können Sie mir erzählen, was passiert ist, bevor ...?«

Die Worte des Arztes brachen ab, verschwanden im Chaos meines Kopfes.

Bitte, ich bin hier!

Ich versuchte ein letztes Mal nach etwas zu greifen, irgendetwas, aber ich spürte, wie ich wieder in die endlose Leere zurückdriftete.

~

Das Erste, was ich wahrnahm, war das Piepen der Maschinen. Meine Lider fühlten sich schwer und verkrustet an. Mein ganzer Körper pochte und vibrierte, als wäre ich wach aber jedes meiner Gliedmaßen würde noch schlafen.

Mühsam versuchte ich, meine Augen zu öffnen. Sie waren trocken und es dauerte ein paar Sekunden, bis ich mich an das grelle Krankenhauslicht gewöhnte.

Richtig. Ich lag im Krankenhaus. Ich war gerade aus dem Koma aufgewacht.

Langsam sah ich mich um. Über meinem Bett an der gegenüberliegenden Wand hing ein kleiner Fernseher, in dessen Reflektion ich mich wiederfand. Die Uhr auf meinem Nachttisch zeigte, dass es erst fünf Uhr morgens war. Der Raum wirkte recht kahl – nur ein kleiner Schrank, ein Fenster und die unzähligen Kabel und Maschinen, die neben mir aufragten. Dicke Schläuche verbanden mich mit den Geräten, ein Röhrchen steckte in meiner Nase.

Mit zittrigen Fingern tastete ich über die Decke, die meinen Körper verbarg. Ich suchte nach Verletzungen. Was war wohl passiert, dass ich im Koma liegen musste? Große Wunden konnte ich jedoch nicht fühlen, ich hatte kaum Schmerzen. Aber wie lange ich im Koma gelegen hatte, wusste ich nicht. Schwere Verletzungen konnten schon verheilt sein.

Meine Kehle war staubtrocken, sodass ich mich andauernd räuspern musste. Bevor ich jedoch nach einem Glas Wasser Ausschau halten konnte, öffnete sich die Tür des Krankenzimmers.

»Sara! Sara, du bist wach!«

»Ah, Frau Hoffmann, Sie sind endlich wach geworden.«

Durch sie kamen zwei Männer und eine Frau. Einer war offensichtlich Arzt. Der weiße Kittel und das Stethoskop um seinen Hals verrieten ihn. Vielleicht auch das Klemmbrett in seiner Hand.

Die Frau war anscheinend eine Krankenpflegerin, gekleidet in einem blauen Kasack und mit einem freundlichen Lächeln auf den Lippen.

Der zweite Mann war hochgewachsen, mit strubbeligen braunen Haaren und einer goldgerahmten Brille auf seiner

Nase. Er zerquetschte einen kleinen Blumenstrauß in den Händen. Er sah gestresst aus, vielleicht nervös, aber dennoch ... erleichtert? Der Unbekannte wollte bereits etwas sagen, doch der Arzt unterbrach ihn, indem er mit schnellen Schritten zu meinem Bett trat und sein Klemmbrett anhob.

»Wie geht es Ihnen, Frau Hoffmann?« Sein Ton war ruhig und warm.

»Ich ... glaube, ganz gut. Was ist passiert? Wieso nennen Sie mich Frau Hoffmann?«

Der Arzt – Herr Bruhns, wie auf seinem Namensschild stand – stutzte und hob eine Augenbraue. »Können Sie sich nicht erinnern? An den Unfall? Interessant.« Das letzte Wort nuschelte er, bevor er sich zur Schwester beugte und ihr etwas zuflüsterte. Sie nickte und verließ schnellen Schrittes den Raum.

Ich schluckte schwer. *Ich hatte einen Unfall?* Meine Finger fingen an zu zittern.

Der zweite Mann hatte sich auf den Stuhl neben meinem Bett niedergelassen. Seine Hände zitterten ebenfalls.

»Sie hatten einen schweren Autounfall. Im Sturm sind Sie mit erhöhter Geschwindigkeit gegen eine Leitplanke gefahren. Sie erlitten ein Schädel-Hirn-Trauma und innere Blutungen im Magenbereich. Wir konnten Sie notfallmedizinisch versorgen. Doch die letzten sechseinhalb Wochen lagen Sie im Koma und wurden künstlich beatmet.«

Obwohl ich wusste, dass ich im Koma gelegen hatte, konnte mein Gehirn die Information nur schwerfällig verarbeiten. Meine linke Hand verkrampfte sich in der Bettdecke. »Ich lag sechseinhalb Wochen in einem Koma?«

Der Arzt nickte.

»Frau Hoffmann, woran erinnern Sie sich vor dem Unfall? Ihr Ehemann hat uns schon ein paar Details erzählt, aber wir müssen feststellen, wie weit Ihre Gedächtnislücken reichen.«

Es fühlte sich an, als würde die Zeit stehen bleiben. Für einen Moment kamen meine Gedanken zum Stillstand. Mit großen Augen starrte ich den Arzt an. Meine Ohren rauschten und ich konnte nicht nachdenken.

Hatte er gerade gesagt ...?

»Mein Ehemann? Ich bin nicht verheiratet.«

Mit einem dumpfen Geräusch fiel etwas auf den Boden. Mein Kopf ruckte herum, zu dem Mann auf dem Stuhl. Der Blumenstrauß, den er vor wenigen Sekunden noch gehalten hatte, war ihm aus den Händen gerutscht. »Sara-«

Doktor Bruhns runzelte die Stirn. »Frau Hoffmann« – er schaute nun ebenfalls zu dem Mann, dem die Tränen an den Wimpernkränzen hingen – »das ist Ihr Ehemann, Marvin Hoffmann. Können Sie sich nicht an ihn erinnern?«

Schockiert wanderte mein Blick zu dem Mann – Marvin. *Mein Ehemann*. Mein Ehemann? Wieso kann ich mich nicht an meinen Ehemann erinnern?

Der Informationsstrudel schien mich schlicht zu überwältigen. Es fühlte sich an, als hätte jemand ein Messer in meinem Kopf gerammt. Wieso kann ich mich nicht erinnern?

Schmerzerfüllt drückte ich eine Hand gegen die Schläfe. Marvin stand besorgt auf und streckte zögerlich eine Hand nach mir aus. Die leichte Berührung an meinen Fingern brannte so sehr, dass ich meine Hand zurückziehen musste. Fassungslos glitt mein Blick von dem Fremden zu meinem Arzt.

»Sara ... wie ...? Ich bin's! Marvin! Wir kennen uns seit vier Jahren! Bitte, ich ... es tut mir leid, ich ...«

Doktor Bruhns seufzte. Bestimmt schob er Marvins Hand von mir weg. Ich atmete merklich aus. Marvin würde mich erneut berühren. »Herr Hoffmann, ich denke, es ist besser, wenn Sie Ihrer Frau etwas Zeit geben. Es ist wahrscheinlich, dass sie sich bald wieder erinnert.« Er bedachte Marvin mit einem nachdrücklichen Gesichtsausdruck. »Es bringt jedoch nichts, sie zu bedrängen.«

Marvin ließ sich getroffen zurück in den Stuhl fallen, die Tränen rannen ihm unaufhaltsam über die Wangen. Das Gesicht in die Hände vergraben schluchzte er leise auf. Mein Puls dröhnte noch immer in meinen Ohren. Ich hatte Mitleid mit ihm – wirklich –, doch so sehr ich mein Gedächtnis auch durchforstete, fand ich keine Erinnerung an ihn. Nirgendwo fand ich ein Bild, einen Namen, eine Erinnerung, die mir zeigte, dass ich diesen Mann je zuvor gesehen hatte.

»Frau Hoffmann, ich würde gerne noch ein paar Werte abnehmen und dann heute Nachmittag eine Psychologin zu Ihnen schicken, damit Sie testen kann, wie weit Ihre Amnesie reicht. Ruhen Sie sich gut aus.« Damit verließ der Arzt das Zimmer und ließ mich allein mit diesem fremden Mann an meiner Seite.

Als die Tür hinter dem Arzt ins Schloss fiel, hob Marvin den Kopf. Seine Brille war beschlagen, seine Augen gerötet. Ich wollte etwas sagen, etwas Aufmunterndes. Ich war diejenige, die gerade von einem Autounfall erfahren hatte, doch er wirkte, als wäre seine ganze Welt zerstört.

»Es ... tut mir leid.«

Mit einem letzten leisen Schluchzen formte sich ein kleines, trauriges Lächeln auf Marvins Lippen. Behutsam zog er den Stuhl näher an mein Bett. Seine rechte Hand schwebte über meiner, aber in letzter Sekunde entschied er sich dazu, die Hand auf der Bettkante abzulegen. Unruhig rutschte ich weiter in mein Kissen.

Marvins Stimme war nicht mehr als ein Wispern, als er sagte: »Es wird alles gut, hörst du? Wir kriegen das wieder hin.«

Seine Worte hallten in mir wie eine gebrochene Schallplatte. *Wir kriegen das wieder hin. Wir kriegen das wieder hin.*

Aber was kriegen wir wieder hin? Was habe ich alles verloren?

Das waren die einzigen Gedanken, die gerade in meinem Kopf präsent waren. Ich fühlte mich wie gelähmt.

Trotzdem nickte ich. Was hätte ich denn anderes tun können?

~

»Sie können sich also nicht an den Unfall erinnern, richtig, Frau Hoffmann? Woran erinnern Sie sich sonst?«

Ich saß aufrecht in meinem Bett, gekleidet in die frische Krankenhausgarderobe. Die freundliche Pflegerin hatte mir beim Umziehen geholfen, da ich immer noch Schläuche an mir hatte. Bald würde ich die Infusionen loswerden, Herr Bruhns hatte mir versichert, dass mein Körper bereits während des künstlichen Komas gute Fortschritte gemacht hatte. Zur Beobachtung, hatte er mir erklärt, müsste ich jedoch noch mindestens zwei Wochen bleiben, da ich nach sechseinhalb Wochen Liegen noch sehr wackelig auf den Beinen war.

Das war jedoch kein Problem für mich. Ich müsste ohnehin in ein Zuhause zurückkehren, an das ich mich nicht erinnerte.

»Ich ... weiß nicht genau. Da war nur dieser laute Knall. Ich weiß immerhin noch, dass ich Sara heiße.«

Bescheuert, dass man sich darüber freute, seinen eigenen Namen zu kennen. Aber wenn ich bedachte, dass ich anscheinend einen ganzen Lebensabschnitt vergessen hatte, war das schon ein Erfolg in meinem Buch.

Die Psychologin – Frau Steiner – lächelte mich an. »Das ist doch etwas. Wissen Sie noch, wer Ihre Eltern sind? Wo sie geboren sind?«

Ich runzelte die Stirn. Meine Eltern spielten schon lange keine Rolle mehr in meinem Leben. Zumindest laut meines letzten Standes. »Ja. Ich bin in Potsdam geboren.«

Nickend notierte Frau Steiner sich die Information. »Sehr gut. Wie ist es mit Ihrer Schulzeit? Erinnern Sie sich noch daran?«

Ich überlegte. Meine Schulzeit war schon immer etwas verschwommen gewesen. Mein Status in der Schule hatte mir

nie wirklich gutgetan. Als das moppelige Theaterkind hatte ich in meiner Jugend nicht gerade die schönste Zeit. An das Schultheater konnte ich mich jedoch gut erinnern – ich hatte es immer geliebt. An die netten Leute, die ich dort kennengelernt hatte, zu denen ich jedoch keinen Kontakt mehr hatte. Stücke einzustudieren und aufzuführen, mit all den älteren und jüngeren Schülerinnen und Schülern, die mich nicht komisch anschauten, weil sie genauso geärgert wurden wie ich, war immer das Schönste an der Schulwoche.

Ich seufzte. »Ich war im Theaterclub in der Schule. Das war schön. Sonst erinnere ich mich an wenig – außer daran, dass ich nicht so schlecht war und dass mich außerhalb des Clubs kaum jemand mochte.«

Wieder nickte die Psychologin, schaute kurz von ihrem Klemmbrett auf. Ein mitfühlendes Lächeln umspielte ihre Gesichtszüge. Langsam legte sie ihr Klemmbrett auf die in einer braunen Stoffhose gekleideten Beine. »Aber wir wissen ja, dass Sie sich nicht an Ihre jetzige Familie erinnern, richtig? Ihren Ehemann?«

Frau Steiner sah genau so aus, wie ich mir eine Psychologin vorgestellt hatte: Freundliche Augen, mitfühlendes Lächeln, gerade Statur, direkte Art. Sie war hübsch, aber nicht mein Typ. Aber ich hatte ja einen Ehemann, woran sie mich schmerzlich erinnerte.

Marvin wäre eigentlich genau mein Typ gewesen: mit seinen strubbeligen braunen Haaren, der dünnen, goldenen Brille und seiner großen Statur, an die man sich anuscheln konnte.

Trotzdem hemmte mich der Gedanke, dass ich ihn eigentlich kennen müsste. Dass wir verheiratet waren und dass er mich kannte, ich ihn jedoch nicht.

»Nein ... kann ich nicht. Ich erinnere mich an nichts, was mit ihm zu tun hat. Ich weiß nicht einmal, wie lange wir schon zusammen sein sollen.«

Frau Steiner warf einen kurzen Blick auf ihre Unterlagen. »Laut Herrn Hoffmann haben Sie sich 2019 kennengelernt und sind seit 2020 zusammen. Also seit vier Jahren – und seit drei Jahren verheiratet.«

Fünf Jahre. Das war eine lange Zeit, um sie zu vergessen. Ich schluckte. Ich hatte die letzten fünf Jahre meines Lebens vergessen. Die Erkenntnis lag mir schwer im Magen. Habe ich vielleicht noch mehr vergessen?

»Sie erinnern sich also an keinen Aspekt Ihrer Beziehung. Das muss sehr hart für Sie sein, oder?« Ihre Augen fixierten jede meiner Regungen. Suchten nach Veränderungen in meiner Mimik. Sie stellte die Frage bewusst provokativ, wollte eine Reaktion aus mir herauskitzeln. Dabei wusste ich selbst nicht mal, wie ich mich verhalten sollte. Wie sollte man sich fühlen, wenn man einen so großen Teil seiner selbst verlor und nicht wusste, ob man ihn je wiederherstellen konnte?

»Ich mein, natürlich ist das scheiße. Jeder würde eine Amnesie beschissen finden«, murmelte ich leicht gereizt. Meine Hände spielten mit der Kante der gelben Bettdecke.

Frau Steiner schmunzelte. »Na ja, da haben Sie wohl recht«, sie neigte ihren Kopf zur Seite, ihre Pupillen blitzten im kühlen Licht der Deckenlampe auf, »so etwas kann aber natürlich ebenfalls ein Neuanfang sein. Sie wissen ja nicht, wie schön Ihr Leben vorher war.«

Sie hätte mir genauso gut in den Magen schlagen können, so wie ich zusammenzuckte. »Was meinen Sie?«

Frau Steiner überschlug ihre Beine, fixierte mich mit ihrem wachsamen Ausdruck. »Herr Hoffmann hat mir erzählt, dass Sie vor dem Unfall mit Ihrer Schwiegermutter stritten. Sie gerieten wegen eines Konflikts über Enkelkinder aneinander. Sie haben wohl oft darüber gestritten. Können Sie sich daran erinnern?«

Ich blickte zur Zimmerdecke. Ich wollte noch nie Kinder haben. Kinder waren viel Arbeit. Arbeit, die ich lieber in meine Karriere stecken wollte. Und ich wusste schon immer, dass ich

einen Partner brauchte, der oder die mich dabei unterstützte. Aber ich konnte mich an keinen Streit erinnern.

»Keine Ahnung, aber es klingt, als könnte es stimmen«, murmelte ich und rutschte tiefer unter die weiße Decke. »Trotzdem wäre es schön, nicht das halbe Leben vergessen zu haben.«

Ein saches Kichern entfuhr Frau Steiners Kehle. »Ja, da haben Sie wohl recht. Ich wünsche Ihnen natürlich nur das Beste und dass Sie Ihre Erinnerungen wiedererlangen. Aber denken Sie daran, dass solche Schicksalsschläge nicht immer nur negativ sein müssen. Deswegen sollten wir das Beste aus der Situation machen.«

Spöttisch lachte ich auf. »Ja, das Beste. Ich werde es versuchen.«

Frau Steiner stand auf, ging um das Bett herum, bis sie die Tür erreichte. Ihr Mund trug immer noch das gleiche höfliche Lächeln. »Frau Hoffmann, ich denke, für heute ist es genug. Wir sehen uns noch einmal, bevor Sie entlassen werden. Falls Sie aber früher mit mir reden wollen, lassen Sie mich einfach rufen.«

Ich nickte ihr zu und versuchte mich an einem ebenso höflichen Lächeln, versagte jedoch kläglich.

Was sollte schon positiv daran sein, seine Erinnerungen zu verlieren? Mein Leben konnte doch nicht so schlimm gewesen sein, dass es sich lohnte, es zu vergessen. Marvin wirkte ... lieb. Das, was ich gestern von ihm mitbekommen hatte, konnte man als den perfekten Schwiegersohn beschreiben. Und es musste ja einen Grund gegeben haben, warum ich ihn geheiratet hatte.

Ich wollte positiv an meine momentane Situation herantreten, jedoch trieb es mir bereits die Tränen in die Augen, wenn ich nur darüber nachdachte.

Ich wollte keinen Neuanfang, ich wollte meine Erinnerungen zurück.



Cary

»Babes, kannst du dich bitte hinsetzen? Wenn du weiter so durch die Gegend läufst, wird mir noch schwindelig.«

Abrupt blieb ich mitten in meiner kleinen Altbauwohnung stehen. Fast stolperte ich über den hässlich gemusterten Teppich, den ich vor ein paar Monaten gethriftet hatte und den Sascha unglaublich schön fand. So wie die hässliche Lampe, die ich wegen ihm nun in meiner Küche stehen hatte und die aussah wie ein goldlackierter Corgi.

»Ich weiß«, jammerte ich, »aber ich kann einfach nicht stillsitzen.« Schwer ließ ich mich auf die ausgesessene braune Couch fallen. Sie war ebenfalls gethriftet. Mit Geldproblemen wurde man in Berlin nun einmal kreativ. Fast alles in meiner Wohnung war second-hand. Nur ein neues Bett hatte ich mir geleistet, als ich den Buchladen im Erdgeschoss zusammen mit Sascha übernommen hatte. Die ersten Einnahmen wurden sinnvoll genutzt. Na ja, neben meinen notwendigen Ausgaben und den wirklich sinnvollen Arztrechnungen.

Sascha streckte seine tätowierten Hände nach mir aus, schloss seine langen Finger um meine. Auf seinen Lippen lag ein warmes Schmunzeln. »Schätzchen, ich verstehe dich, aber du machst mich noch ganz kirre.«

Sascha war mein bester Freund, seit wir beide im gleichen Jahr eine Ausbildung in einer großen Buchhandlung angefangen hatten. Er war schon immer der Exzentrische von

uns beiden gewesen. Mit seiner hohen Statur, den schwarzen Locken und seinem gestylten Auftreten stach er überall heraus. Wir hatten uns direkt angefreundet. Wie auch sonst. Ich hatte kurz nach der Schule noch nicht viele queere Leute in Berlin gekannt. Sascha war genauso ein Theater-Nerd wie ich, und er hatte jemand Bunt in mein Leben gebracht.

Während der Ausbildung waren wir zusammengezogen, mittlerweile wohnte Sascha jedoch mit seinem Freund ein paar Blocks entfernt. Ich hatte mich total für ihn gefreut. Für mich hatte das jedoch bedeutet, dass ich nun die Miete allein stemmen musste. Neben all den anderen Kosten, die ich hatte.

Ich atmete aus und ließ gegen Saschas Schulter fallen. Seine Denimjacke kratzte meine Wange, doch das störte mich nicht. Ich genoss seine Nähe.

»Was ist, wenn es wieder schlimmer geworden ist?«, flüsterte ich, Verzweiflung kratzte an jedem einzelnen Wort.

Mein Vater lag im Krankenhaus, schon lange, aber heute wartete ich mal wieder auf einen Anruf. Neue Blutergebnisse, neue Biopsie-Ergebnisse. Mit Glück riefen sie einen an. Wahrscheinlich würde ich wieder bis spät am Abend im Krankenhaus darauf warten, dass ein Arzt mir erklärte, was passierte.

Sascha rieb mir mit seinen mit Ringen besetzten Fingern sanft über den Handrücken. »Du darfst da nicht so viel drüber nachdenken, Babes. Sonst kriegst du noch Falten.«

Sascha brachte mich immer zum Schmunzeln. Als ich zu ihm auf sah, war da wieder dieses Grinsen auf seinen Lippen, das mich jedes Mal zum Lachen brachte. Und mittlerweile kannte ich ihn gut genug, um zu wissen, was es bedeutete.

»Ich weiß, woran du denkst. Vergiss es.«

Laut stöhnte Sascha auf. »Ach komm, du weißt, dass ich recht habe!« Mit Schwung sprang er von der Couch, die leise knarzte, sodass ich von seiner Schulter gegen die Rückenlehne fiel. Mit breiten Schultern baute er sich vor mir auf, die Hände in die Hüfte gestemmt. Für andere sah er mit seinen über 1,90

m bestimmt bedrohlich aus. Ich sah nur den kleinen Jungen in seinem Wolkenpullover und Dinosaurierboxershorts vor mir, der er noch während der Ausbildung gewesen war.

Erwartend zog ich eine Augenbraue hoch. »Womit sollst du schon recht haben?« Ich liebte es, ihn zappeln zu lassen. Sein Ego brauchte manchmal einen kleinen Dämpfer.

Sascha schmolte übertrieben. »Du brauchst Ablenkung! Und du weißt genau, was für Ablenkung ich meine! Such dir endlich wen Neuen! Wie lange bist du schon von Jess getrennt? Acht Monate? Neun?«

Neun Monate und dreizehn Tage, um genau zu sein.

Aber das behielt ich für mich. Ein wenig Selbstwert hatte ich noch. Mein Blick, der auf seinen Füßen klebte, war Beweis genug dafür, dass es zu lange her war, um noch als ‚Ich-bin-noch-nicht-über-sie-hinweg‘-Phase zu gelten.

Sascha raufte sich die schwarzen Locken. Er warf die Arme in die Luft und verfehlte nur knapp eine Topfpflanze, die von der Decke baumelte. »Auf jeden Fall ist es schon zu lange her! Du kannst nicht vierundzwanzig Stunden am Tag an deinen Dad denken. Du arbeitest drei Jobs, du leitest den Buchladen unten, und trotzdem sitzt du fast jeden Abend im Krankenhaus«, seine Stimme wurde leiser. »Ich mach mir Sorgen, Cary.«

Schwer schluckend blickte ich zu meinem besten Freund auf. In seinen Augen sah ich die gleichen schweren Emotionen, die in mir aufbrodelten, wenn wir über dieses Thema sprachen. Ich vermied es so gut ich konnte. Sascha würde mir immer zuhören – ob ich mir jedoch selbst beim Jammern zuhören wollte, war fraglich.

Langsam hievte ich mich hoch, die Couch gab unter meinen Händen gefährlich stark nach. Bald würden wahrscheinlich die ersten Federn hervorstechen. Aber auch dann hätte ich kein Geld, um mir ein neues Sofa leisten zu können. Sascha hatte recht. Wenn ich nicht in der Buchhandlung arbeitete, führte ich für die Nachbarn im Block Hunde aus. Das brachte nicht so viel

Geld, aber es war einfach. Und wenn das immer noch nicht reichte, gab ich in den umliegenden Grundschulen Nachhilfe in Englisch am Nachmittag. Als Halb-Amerikanerin nahmen sie mich mit Kussband. Mit allem zusammen konnte ich in Berlin überleben. Die Buchhandlung lief gut. Viele Studenten verbrachten ihre Pausen dort, da die Buchhandlung in Universitätsnähe lag und Sitzmöglichkeiten bot. Zwischendurch, wenn Sascha und ich zusammenarbeiteten, boten wir auch Kaffee an. Das war zwar nicht ganz legal, aber es hatte sich noch nie jemand beschwert.

Das Geld reichte jedoch nicht, wenn ich an all die zusätzlichen Rechnungen dachte, die ich neben meinen alltäglichen Kosten bald wieder vermehrt tragen musste. *Wollte*. Niemand sonst konnte die Kosten übernehmen. Und was hatte es für einen Zweck, eine arbeitende Tochter zu haben, wenn man sich nicht auf sie verlassen konnte?

Schleppend ließ ich mich in Saschas offene Arme fallen. Ich seufzte schwer. »Ich weiß. Es tut mir leid. Ich bin nur immer so müde«, nuschelte ich in seine Brust. Warm legte er die Arme um meinen Rücken. Es gab niemanden, bei dem ich mich so zu Hause fühlte wie bei ihm.

Minuten vergingen, bis er mich langsam von sich wegdrückte. Er grub die Finger in den dicken Stoff meines Hoodies, als er meine Schultern packte und mich liebevoll angrinste.

»Ich nehme die Entschuldigung an! Und weißt du, womit du es wieder gut machen kannst? Du gehst jetzt mit mir zu *Pedro's!*«

Stöhnend legte ich den Kopf in den Nacken und schubste seine Hände von meinen Schultern. Auf Saschas Lippen formte sich ein siegreiches Lächeln.

»Wieso war mir das nur klar?«

Genervt trottete ich in den Flur. Ich hörte ihn triumphierend pfeifen, als ich in meine *DocMartens* schlüpfte und mir meinen Jutebeutel von der Garderobe schnappte.

»Aber wenn ich schon drei Stunden schlechte Poetry-Slams erleiden muss, musst du mir einen Kaffee ausgeben. Ich kriege erst in ein paar Tagen wieder Geld, und ich will nicht schon wieder ins Minus wandern, nur weil die Läden, in die du willst, 7,50€ für ihren beschissenen Kaffee verlangen.«

Als ich die Haustür öffnete und mir die Schlüssel mit dem kleinen Anime-Anhänger in den riesigen Taschen meiner Momjeans verstaute, warf Sascha einen langen Arm um meine Schultern.

»Babes, ich kaufe dir drei Kaffee mit Hafermilch, wenn du dafür für drei Stunden nicht über Rechnungen oder deinen Dad nachdenkst.« Er piekste mir mit dem Zeigefinger in die Wange, als er gespielt beleidigt zu mir herunterschaute. »Aber wenn du die Poesie meines Freundes noch einmal schlecht nennst, streiche ich dir nächsten Monat etwas von deinem Gehalt!«

Schmunzelnd schob ich seinen Finger beiseite. »Na dann komm, ich muss nachher noch ins Krankenhaus.«

Sascha merkte nicht an, dass ich seinen mitleidigen Blick ignorierte. Vielleicht war es auch besser so.

~

Der Geruch von Desinfektionsmittel und Verzweiflung stieg mir in die Nase. Das weiße Licht des Krankenhausflurs blendete mich. Die Finger meiner linken Hand spielten unruhig mit den Ringen an der rechten. Ich hatte schon genügend Flusen aus dem Stoffstuhl gezogen, auf dem ich saß.

Natürlich hatte ich keinen Anruf erhalten. Nur eine kurze SMS von meiner Mom, ob ich bereits nach Dad gesehen hatte.

Ich musste wieder einmal warten, bis der Arzt Zeit für mich hatte. Allein und nervös zwischen den hastig umher eilenden Pflegekräften.

Krankenhäuser hatten immer diesen ganz bestimmten Vibe, den ich nicht richtig erklären konnte. Manchmal dachte ich daran, wie erschütternd es sein musste, in einem Krankenhaus

zu arbeiten. Jeden Tag umgeben von schlechten Nachrichten und sterbenden Menschen. Ich sah aber auch die Freude, wenn ein Kind geboren wurde oder jemand die Diagnose ‚geheilt‘ bekam. Dann war das Krankenhaus ein Ort des Glücks, ein Ort der Erleichterung.

Ich hatte bereits beides erlebt, auch wenn ich nicht sagen konnte, dass ein Besuch im Krankenhaus mich mit Erleichterung erfüllte.

Seit meinem fünfzehnten Lebensjahr verbrachte ich meine Jugend ständig in Krankenhäusern. Das Personal wusste meinen Namen, die Ärzte schenkten mir Bonbons, wenn sie mich auf dem Flur sitzen sahen, und manchmal schlief ich auf einem der freien Betten, wenn ich mal wieder bis spät in die Nacht auf irgendwelche Blutergebnisse warten musste.

Seit meiner Jugend litt mein Vater an einer Fettleber. Vor allem aber litt er unter seiner Alkoholsucht.

Als er die Diagnose bekam, waren wir noch in den Vereinigten Staaten. Obwohl mein Vater und meine Mutter sich in Deutschland kennengelernt hatten, sind mein Bruder und ich dort aufgewachsen. In dem Land, das einem die bedingungslose Freiheit versprach. Außer, wenn man gesundheitliche Probleme hat.

Damals zerbrach für uns alle eine Welt. Die Rechnungen vom Krankenhaus waren für uns nicht bezahlbar.

Also beschloss mein Vater, für die Behandlung nach Deutschland zurückzukehren. Und ich kam mit. Meine Mutter konnte meinen Bruder und mich sowieso nicht beide durchfüttern.

Wir zogen damals zu meinen Großeltern. Es war schwierig, aus meinem gewohnten Umfeld in ein komplett fremdes Land zu ziehen. Mein Bruder und ich konnten nur bruchstückhaftes Deutsch, sodass ich viel von meinen Großeltern und in der Schule lernen musste. Dad schaffte es zwar zwischenzeitlich, die Finger von seinem Schnaps zu lassen, jedoch lag er trotz jeder Bemühung ständig im Krankenhaus.

Zu Mom hatte ich kaum Kontakt. Alle paar Monate rief sie an und fragte, wie es mir ging, schickte mir einmal im Monat eine SMS, wie Dad sich fühlte. Sie war in den zwölf Jahren nie hier gewesen. Sie meinte, sie schaffte es nicht.

Er stand immer noch mit meiner Mutter in Kontakt. Wenn Mom mich nicht kontaktierte, tat ich es auch nicht. Ich musste mich schließlich um dringlichere Dinge kümmern, wie Dads Krankheit.

Zwölf Jahre später saß ich immer noch hier.

Mein Fuß tippte ungeduldig eine Melodie auf den kargen Fußboden. Ich hatte bereits alle Poster gelesen, alle Sudokus gelöst. Alles, was ich noch tun konnte, war, auf die nächsten Ergebnisse zu warten. Die Ärzte ließen sich ihre Zeit. Als wären meine Nerven nicht maximal angespannt.

Du musst nicht ständig bei mir sein, hörte ich die wahrscheinlich gut gemeinte Aussage meines Vater in meinen Gedanken, obwohl es sich damals eher wie ein Vorwurf angefühlt hatte. Er mochte es nicht, wenn ich meine freie Zeit hier verbrachte. Wahrscheinlich erinnerte es ihn daran, dass er noch eine Tochter hatte und nicht nur sich selbst das Leben zerstörte.

Eigentlich hatte er recht. Ich konnte sowieso nichts tun, als wieder einmal von den Ärzten enttäuscht zu werden. »Keine Veränderungen«, »Wir müssen noch weitere Tests machen.«

Trotzdem konnte ich nicht anders. Ich wollte nicht anders.

Seufzend schloss ich meine müden Augenlider. Es war bereits 21:00 Uhr. Bald müsste ich sowieso nach Hause fahren oder die nette Krankenschwester würde mir wieder ein Bett anbieten. Und dann würde ich mich noch schlechter fühlen.

Gerade als ich aufstehen wollte, um nach Neuigkeiten zu fragen, bemerkte ich zwei Pflegerinnen im Schwesternzimmer. Mit dem Rücken mir zugewandt, unterhielten sie sich leise. Sie taten so, als würden sie sich Geheimnisse erzählen. Und so langweilig wie mir war, hatte ich nichts Besseres zu tun, als mitzuhören.

»Hast du von dem Mädel in der Acht gehört? Armes Ding. Wie schlimm muss es sein, die Erinnerungen der letzten fünf Jahre zu verlieren?«

»Wirklich schrecklich. Sie hat wohl auch ihren Ehemann vergessen. Der Mann tut mir wirklich leid. Erst gerät die eigene Ehefrau in einen Autounfall und dann kann sie sich nicht mal mehr an ihn erinnern.«

Eine der Schwestern seufzte und wandte sich ihrer Kollegin zu. Hastig setzte ich mich wieder auf den unbequemen, stoffbezogenen Plastikstuhl und starrte die Wand an.

»Ich habe gehört, dass es einen Streit gab. Schwiegermonster-Alarm!«

»Das habe ich auch gehört. Trotzdem – schlimm, sowas. Das wünscht man echt keinem.«

Nur schwer unterdrückte ich ein leises Lachen. Im Moment hörte sich der Gedanke gar nicht so schlecht an. Die kalten Lichter der Krankenstation blendeten mich, als ich mich zurücklehnte. Nur einmal vergessen. Ein normales Leben führen. Endlich einmal aufatmen.

»Frau Raschke.«

Erschrocken sprang ich auf. Mein Nacken knackte unangenehm, doch das ignorierte ich gekonnt.

Vor mir stand Doktor Hansmann, der leitende Arzt auf der Station, in der mein Vater untergebracht war.

Ich hielt den Atem an. »Gibt es was Neues?«

Leider schüttelte Doktor Hansmann den Kopf.

»Ich kann Ihnen leider keine neuen Informationen geben. Ihr Vater schläft momentan. Er hat Morphium gegen die Schmerzen bekommen.« Er räusperte sich, machte eine Pause.

»Aber ...«

Nervös zog ich die Oberlippe zwischen die Zähne. Wieso zur Hölle rückte er nicht endlich mit der Sprache heraus?

»Aber was?«, hakte ich ungeduldig nach.

Doktor Hansmann seufzte resigniert. »Die Leber Ihres Vaters wird die ständigen Therapien nicht mehr lange durchhalten. Wir haben bereits alles getan – eine Transplantation wird unausweichlich.«

Die Welt drehte sich langsamer.

Vor ein paar Jahren hatten die Ärzte mir versichert, dass der Körper meines Vaters sich erholen könnte, wenn er endgültig mit dem Alkohol aufhörte. Keine Rückfälle mehr.

Dann kam vor ein paar Monaten die Diagnose Leberzirrhose und damit das Urteil.

Ergeben schloss ich die Augen. War ja klar, dass er das nicht schaffte.

»Kann ich mich testen lassen?«

Eine Transplantation. Eine neue Leber. Mir war schon lange bewusst, dass es irgendwann so weit sein würde. Ich hatte nur gehofft, dass er sich selbst mehr Zeit verschaffen konnte. Das letzte Jahr war besser gewesen, jetzt der Rückschlag. Er war erst 49 Jahre alt.

Doktor Hansmann sah mir meinen inneren Tumult an, doch trotzdem lächelte er aufmunternd. Als wolle er mir sagen, dass das alles nicht so schlimm sei.

Er hat bestimmt schon Tausenden Angehörigen diese Diagnose gegeben. *Scheiße*.

»Aber natürlich. Wir machen einen Termin. Dienstag früh?«

»Ja, Dienstagmorgen passt.«

Als ich das Krankenhaus verließ, wollte ich weinen. Ich wollte den Druck loswerden, der so schwer auf meiner Brust lag. Das Einzige, was ich jedoch tun konnte, war, an meinen Dad zu denken – sterbend in seinem Krankenbett.

Ich konnte nichts tun, als zu hoffen. Und das war allein seine Schuld.